

Zeitschrift: Schweizer Soldat : die führende Militärzeitschrift der Schweiz
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 89 (2014)
Heft: 11

Artikel: Zum Ersten Weltkrieg
Autor: Hofer, Roland E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-717970>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 24.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zum Ersten Weltkrieg

An der Schaffhauser Gedenkfeier zu 1914 hielt Roland E. Hofer, Staatsarchivar des Kantons Schaffhausen, eine gehaltvolle Rede, die wir im Wortlaut veröffentlichen.

ROLAND E. HOFER ZUR LAGE VON 1914 IN EUROPA, DER SCHWEIZ UND SCHAFFHAUSEN

Dass aus Anlass des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges vor 100 Jahren an dieses epochale Ereignis erinnert wird, ist nicht nur geboten, sondern auch sinnvoll. Denn zumindest in Kontinentaleuropa wurde und wird der Erste Weltkrieg vom Zweiten Weltkrieg und der Erinnerung daran überlagert.

Dies hat mehrere Gründe, die heute nicht zu beleuchten sind. Trotzdem ist und bleibt der Erste Weltkrieg die europäische Urkatastrophe. Daher ist es angezeigt, zunächst die Ausgangslage im Jahr 1914 noch einmal darzulegen, wobei ich mich auf die fünf Grossmächte beschränke.

Nicht nur geografisch, sondern auch wirtschaftlich und militärisch war das Deutsche Reich zentral. 1871 aus dem Deutsch-Französischen Krieg als Deutsches Kaiserreich hervorgegangen, war es um 1900 die wirtschaftlich führende Macht auf dem Kontinent, die auch die Stellung Grossbritanniens als weltweit führender Handels- und Wirtschaftsmacht bedrängte. Dieses mächtige Reich verfügte allerdings über zwei gravierende Schwachstellen: ein dysfunktionales Regierungssystem und seit 1888 einen unberechenbaren Kaiser.

Machtloses Parlament

Die beiden Schwächen neutralisierten sich nicht, im Gegenteil, sie verstärkten sich noch. Zwar funktionierte das Parlament des Deutschen Reiches in Berlin gut, doch ernannte das Parlament weder den Reichskanzler noch hatte es irgendeinen Einfluss auf militärische Entscheidungen. Eine systemimmanente Schwäche, die sich unter der Person des Kaisers zu einem unkontrollierbaren und unkontrollierten Risiko entwickelte. Denn das Regierungssystem überliess bewusst dem Kaiser eine grosse Machtfülle. So unterstand das Militär nicht der Politik, sondern direkt dem Kaiser.

Damit aber erfuhr der Reichskanzler in der Regel nicht, was die Militärs planten, da die Militärs eben nur dem Kaiser Rechenschaft schuldeten, zumal das Ansehen des Militärs im Deutschen Reich überhöht war. Die Geschichte des Hauptmanns von Köpenick mag hierzu als Illustration dienen.

Was Bismarck an aussenpolitischem Geschick besass, fehlte seinen Nachfolgern weitgehend. Die Folge war, dass dem in der Mitte des europäischen Kontinents gelegenen Deutschen Reich zunehmend die Bündnispartner verloren gingen, und es sich immer mehr auf den einzigen Verbündeten, der noch geblieben war, Österreich-Ungarn stützen musste. Das Bild der Nibelungentreue begann zu zirkulieren, weil es sich das Deutsche Reich nicht leisten konnte, diesen einzigen Verbündeten auch noch zu verlieren.

Schlechte Politik

In diese Lage hatte sich das Deutsche Reich freilich selber gebracht. Sie war die Folge schlechter und unbeholfen sprunghafter Politik und nicht, wie es sich weite Kreise in Deutschland – vor allem nach dem verlorenen Krieg – einredeten, die Folge einer bösartigen Einkreisungsstrategie der anderen Mächte. Deutsche Grossmannsucht, oder was sich verbal dafür ausgab, führte zudem zu einem immer ausgeprägteren Misstrauen der anderen Mächte dem Deutschen Reich gegenüber, was diplomatische Annäherung zusätzlich erschwerte.

Das Kaiserreich Österreich-Ungarn war im Zeitalter des Nationalismus eigentlich ein Anachronismus, vereinigte das Reich doch 15 Nationalitäten in sich.

Dies wurde immer mehr zur inneren Belastung, zumal – und dies wird oft vergessen – die Ungarn als gleichberechtigte Partner in der Doppelmonarchie sich vehement weigerten, gleiches Recht auch den slawischen Völkern innerhalb des Reichsverbandes zuzugestehen. Jeder Versuch, einen inneren Ausgleich zwischen den Nationalitäten herzustellen, indem der Dualismus in einen Trialismus umgewandelt worden wäre, wurde von Ungarn blockiert.

Die zentrifugalen Kräfte innerhalb des Reiches wurden stets grösser. Am Ende wurde das Reich von der Person des seit 1848 regierenden Kaisers Franz Joseph, der Armee und der Bürokratie zusammengehalten. Dies war keine gute Voraussetzung, um dem Nationalismus zu widerstehen, auch

wenn die einzelnen Nationalitäten im Nachhinein betrachtet unter Habsburgs Herrschaft besser aufgehoben waren, als nach dem Zerfall des Reiches, oder wie es Joseph Roth, der literarisch vielleicht begabteste Verteidiger der alten Monarchie, formulierte: «Die kalte Sonne der Habsburger erlosch, aber es war eine Sonne gewesen.»

Trotzdem oder gerade deswegen fühlte sich Österreich-Ungarn als Grossmacht. Folglich hatte sie als solche zu handeln, um den eigenen Anspruch nach aussen und nach innen zu dokumentieren. So wurde 1908 Bosnien-Herzegowina annektiert, das seit 1878 unter österreichischer Verwaltung stand. Diese Annexion ging auf Kosten Serbiens und seiner Schutzmacht Russlands, die sich nicht nur übergangen, sondern geradezu beleidigt und gedemütigt fühlten.

Immer mehr fixierte sich in der Folge die österreichische Politik auf den Balkan, insbesondere auf Serbien. Der österreichische Generalstabschef Conrad von Hötzendorf forderte seit Jahren den Präventivkrieg gegen Serbien. Das Attentat von Sarajewo wurde ihm zum Katalysator, seinen Krieg zu bekommen, zumal mit der Ermordung des Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand genau die Person nicht mehr auf



Antreten und Meldung auf dem GrenzwachtpostenBarz

die Entscheidungen in Wien Einfluss nehmen konnte, die vielleicht vor kriegerischen Massnahmen – zumindest zum damaligen Zeitpunkt – gewarnt hätte.

Gleichzeitig zeigten die militärischen Planungen des österreichischen Generalstabes eine massive Überschätzung der eigenen Stärke, verbunden mit einer ebenso massiven Unterschätzung des Gegners, und einer geradezu fahrlässigen Ausserachtlassung des möglichen Eingreifens Russlands. Wie dilettantisch die Planungen waren, mag nur schon der Umstand zeigen, dass Conrad von Hötzendorf nach dem Attentat von Sarajewo zwar den Krieg gegen Serbien forderte, dazu aber nicht unmittelbar in der Lage war, weil die meisten seiner Truppen im Erntedienst waren.

Doch ohne bedingungslose Rückenbedeckung durch den Verbündeten Deutschland wäre eine Entscheidung zum Krieg gegen Serbien in Wien kaum auf diese Weise und in dieser Leichtfertigkeit gefällt worden. Mit der Niederlage im deutsch-französischen Krieg von 1870/71 führte die Revolution – einmal mehr – zu einer Neuordnung Frankreichs, das von einem Kaiserreich zu einer Republik wurde.

Hatte es Bismarck verstanden, Frankreich nach 1871 diplomatisch zu isolieren, so kehrte sich das Bündnissystem bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts weitgehend um. Insbesondere mit dem Bündnis Frankreichs mit Russland aus dem Jahr 1894 gelang es Frankreich, die diplomatische Isolation zu durchbrechen und für das Deutsche Reich die Möglichkeit eines Zweifrontenkrieges real werden zu lassen. Frankreich gehörte zu den industriell führenden Nationen, besass ein grosses Kolonialreich und einen

entwickelten Finanzmarkt, der es ihm ermöglichte, nach 1905 grosse Darlehen an Russland zu leisten, die vor allem für die Modernisierung der Armee und der Bahninfrastruktur sowie die wirtschaftlich-industrielle Entwicklung verwendet wurden.

Ohne diese Darlehen wäre es Russland wohl unmöglich gewesen, die Niederlage gegen Japan im Jahr 1905 so rasch zu überwinden und sich wirtschaftlich zu erholen. Frankreich konnte dank seines Verbündeten Russland den grossen Nachteil gegenüber dem Deutschen Reich wettmachen: seine weit geringere Bevölkerungszahl.

Furcht vor Angriff

Dies liess sich direkt auf die Anzahl Truppen, die im Kriegsfall mobilisiert werden konnten, umrechnen, weshalb in Frankreich die Furcht vor einem Angriff des Deutschen Reiches umging, zumal das Deutsche Heer nicht nur zahlenmässig, sondern vor allem auch ausbildungsmässig dem französischen Heer überlegen war.

Wenn es zum Krieg kommen sollte, so hatte Frankreich alles Interesse daran, einen Zweifrontenkrieg gegen das Deutsche Reich zu führen. Die Bündnislogik hiess also für Frankreich, sich von seinem Verbündeten Russland nicht trennen zu lassen, gleichgültig, was dieser tat oder zu tun beabsichtigte.

Dieser Verbündete Russland war ein in sich gespaltener Riese auf tönernen Füüssen. Historisch mit Europa kulturell und wirtschaftlich eng verbunden, sich als europäische Grossmacht fühlend und gleichzeitig in den Breiten Russlands von tiefer Armut und sozialer Rückständigkeit geprägt.

Ausgerichtet war Russland auf eine Person, den Zaren, der nach den Unruhen im Gefolge der Niederlage gegen Japan 1905 auf dem Papier nicht mehr absolut herrschte, da in der Duma ein Abgeordnetenhaus bestand, das aber kaum eine Rolle spielte. Die Entscheidungen hingen vom Zaren Nikolaus II. ab, der dieser Rolle und Verantwortung nicht gewachsen war.

Misstrauisch gegenüber den eigenen Ratgebern und seinen eigenen Ministern, wankelmütig und unentschlossen, leicht zu beeinflussen und isoliert, beanspruchte der Zar alle Entscheidungskompetenz, ohne dazu kompetent zu sein. Getrieben wurden die Entscheidungen von der Furcht, nach der Niederlage von 1905 den Status einer Grossmacht zu verlieren.

Deshalb war es zentral, auf dem Balkan Flagge zu zeigen und die slawischen Brüder, vor allem diejenigen in Serbien, zu unterstützen. Dieses Gefühl des bedrohten Grossmachtstatus wurde verstärkt durch

die Annektion Bosnien-Herzegowinas durch Österreich-Ungarn 1908. Russland musste auf Druck der anderen europäischen Grossmächte zurückweichen, die wegen Serbien keinen Krieg riskieren wollten.

Diese Schmach wollten die Entscheidungsträger in Russland im Sommer 1914 nicht noch einmal erleben. Mit Frankreich besass Russland zudem seit 1904 einen Geldgeber und einen militärisch wertvollen Verbündeten. Mit Grossbritannien hatte sich Russland 1907 in vielen Fragen kolonialer Differenzen einigen können, insbesondere was die Einflusszonen in Persien und Afghanistan anbelangte. Der Fokus russischer Aussenpolitik lag damit klar auf Europa.

Grossbritannien verfolgte noch bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine Politik der bewussten Zurückhaltung. Diese splendid Isolation konnte sich das mit Abstand mächtigste Kolonialreich mit der mit Abstand mächtigsten Flotte auch lange Zeit leisten. Die Welt um 1900 war aber eine andere, als sie es noch eine Generation vorher gewesen war.

Afrika und Fernost

Diese Welt war klein geworden, und die Interessen der europäischen Mächte sties- sen in Afrika und im Fernen Osten aneinander. Schrittweise bewegte sich Grossbritannien zu einer engeren Einbindung in Kontinentaleuropa, wobei grundsätzlich die Optionen offen waren, ja mehr noch. Die Differenzen Grossbritanniens mit Frankreich und Russland waren viel erheblicher, als sie es mit dem Deutschen Reich waren.

Eine Annäherung der beiden Mächte schien lange Zeit möglich, ja wünschenswert. Noch 1912 wurden Sondierungsgespräche geführt, als es faktisch bereits zu spät war. Der Grund lag im Wesentlichen in der deutschen Flottenrüstung.

Diese vom Kaiser mit beinahe kindlicher Freude – er zeichnete die Schiffe als Entwürfe gerne selber – bewusst betriebene Rüstung musste Grossbritannien gefährlich scheinen. Nur schon deshalb, weil London sich zur eigenen Verteidigung beinahe ausschliesslich auf die Flotte verliess und im Gegensatz zu den anderen Mächten in Europa keine Wehrpflicht kannte.

Das Heer war ein Berufsheer, aber es war klein, sieht man vom grossen, stehenden Herr in Indien ab. Durch die machtpolitischen Veränderungen bedingt, musste sich Grossbritannien nach Verbündeten umsehen, um seine Position zu sichern.

Dies wurde 1904 Frankreich und 1907 Russland. Grossbritannien vermied es aber, sich mit konkreten militärischen Bündnis-



BA E27#1000/721#14095#4917*

verpflichtungen zu binden. Allerdings wuchs seit der ersten Marokko-Krise vor allem im Foreign Office das Misstrauen gegenüber dem Deutschen Reich, das als unberechenbar und aggressiv wahrgenommen wurde. Sollte es zum Krieg kommen, war es wahrscheinlich, dass Grossbritannien auf der Seite Frankreichs und Russlands eingreifen würde.

Die von den deutschen Entscheidungsträgern genährte Hoffnung, dass Grossbritannien im Kriegsfall neutral bleiben würde, war im besten Fall eine hochrisikante Annahme, im schlechtesten Fall naiv. Insbesondere, wenn die beinahe jahrhundertalte Tradition britischer Aussenpolitik in Rechnung gestellt wird, die davon ausgeht, ein Gleichgewicht der Kräfte auf dem europäischen Kontinent sicherzustellen, es also unter diesen Voraussetzungen kaum denkbar war, dass Grossbritannien ein vom Deutschen Reich dominiertes Kontinentaleuropa zu akzeptieren bereit gewesen wäre.

London tat sich schwer

Richtig aber ist, dass sich das Kabinett in London mit der Entscheidung zum Kriegseintritt sehr schwer tat und dazu dann vor allem die Verletzung der belgischen Neutralität durch die deutschen Truppen als Veranlassung sah. Kommt dazu, dass die Unruhen in Irland, die sich zu einem Bürgerkrieg auszuweiten drohten, das politische Leben in London und die Aufmerksamkeit der britischen Öffentlichkeit bestimmten. Sarajevo war da, um ein berühmtes Zitat leicht abgewandelt anzuwenden: *a far away country of which they knew nothing*.

Die Ermordung des österreichischen Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand und seiner Gattin am 28. Juni 1914 in Sarajevo war zwar ein aufsehenerregendes Ereignis, das aber abgesehen von Trauer und Bestürzung – zumindest nach aussen – keine unmittelbar konkreten Folgen hatte. Nicht einmal in Österreich-Ungarn selber.

Der Thronfolger war allgemein nicht sehr beliebt, in Ungarn war er sogar sehr unbeliebt, weil ihm die Ungarn unterstellten, ein Freund der Slawen zu sein. Erst in den folgenden Wochen führten die Entscheidungen in Wien, Berlin, Petersburg und Paris zu einer Verschärfung der Situation, aus der es Ende Juli 1914 kein Entkommen mehr zu geben schien.

Was 1905 in der ersten Marokko-Krise und 1911 in der zweiten Marokko-Krise, 1912 und 1913 in den beiden Balkankriegen noch diplomatisch gelöst werden konnte, erwies sich in den Wochen nach dem Attentat von Sarajevo als nicht mehr möglich.

Das alte Konzert der europäischen Mächte funktionierte in jenem aussergewöhnlich schönen Sommer von 1914 nicht mehr. Zu instabil war die Gemengelage geworden und zu unsicher die Entscheidungsträger, zu gross die Torschlusspanik auch, lieber jetzt einen Krieg zu führen und zu gewinnen, als ihn später führen zu müssen und zu verlieren. Der Krieg gleichsam als letzte Chance. Zu naiv schliesslich die Erwartung, die eigenen militärischen Planungen als Garantie für den raschen Sieg zu betrachten und deshalb den Militärs die Entscheidung über Krieg und Frieden überlassen zu können.

Diese hatten zwar jahrelang geplant, wie es ihre Aufgabe war, doch ersetzten Planungen nicht die Realität, sondern führten dazu, die eigene Stärke und die eigenen logistischen und technischen Möglichkeiten zu überschätzen, während diejenigen der Gegner unterschätzt wurden.

Letztlich trafen die Politiker und die Militärs die Entscheidungen aus einer Position der Angst: Angst vor der russischen Aufrüstung auf deutscher Seite, Angst vor dem deutschen Angriff auf französischer Seite, Angst vor dem Verlust des Grossmachtstatus auf russischer und österreichisch-ungarischer Seite, Angst vor einem vom Deutschen Reich dominierten Kontinentaleuropa auf britischer Seite.

Und vielleicht die grösste Angst der Entscheidungsträger: die Reaktion der öffentlichen respektive der veröffentlichten Meinung sollte nicht in den Krieg eingetreten werden, denn eines wollten sich viele Entscheidungsträger in der veröffentlichten Meinung nicht nachsagen lassen, Schwächlinge zu sein. Die Angst führte also die Entscheidungsträger letztlich dazu, den Krieg



Posten vor dem Turm der Burg Hohentklingen oberhalb von Stein am Rhein.

Museum meldet Erfolg

Das Museum im Zeughaus Schaffhausen verzeichnet 2014 ein sehr gutes Jahr. Richard Sommer, der initiative Kommunikationschef, meldet am 23. September: «Dank der attraktiven Veranstaltungen war das Museumsjahr 2014 mit seinen bisher rund 3500 Besuchern sehr erfolgreich. Auch im Winterhalbjahr steht das Museum gegen Voranmeldung für Führungen jederzeit offen.»

und nicht den Frieden zu wählen. Aber es war eine bewusste Wahl. Nein, gestolpert ist Europa nicht in diesen Krieg, der bald zu einem eigentlichen Weltkrieg werden sollte.

Und es waren auch keine Schlafwandler, die ohne eigenes Zutun und damit ohne eigene Schuld den Ersten Weltkrieg auslösten. Im Gegenteil, es waren individuelle Entscheidungen, die aus fatalistischer Selbstaufgabe und sozialdarwinistischer Angst getroffen wurden.

Rund 80 Spieler

Es waren rund 80 Spieler, darunter waren keine Frauen, die *va banque* setzten, weil sie meinten, nicht anders verfahren zu können, weil sie alle Punkte, welche die eigenen Annahmen gefährdeten, konsequent ausblendeten, die alles riskierten und am Ende alles verloren. Die meisten der Spieler von 1914 verfassten im Übrigen nach 1918 Memoiren, alle nach dem gleichen Muster: Schuld waren immer die anderen.

In diesem Spiel war die Schweiz nicht aktiv beteiligt. Im Zentrum Europas gelegen, konnte der neutrale Kleinstaat die Entwicklung nur verfolgen, ohne darauf Einfluss nehmen zu können. Von einer Ausnahme abgesehen: Die bewaffnete Neutralität wurde sowohl von Frankreich als auch vom Deutschen Kaiserreich so eingeschätzt, dass ein Durchmarsch der jeweils anderen Seite durch die Schweiz als kostspielig und zeitraubend betrachtet wurde, weil die Kampfbereitschaft der Schweizer Armee entsprechend hoch bewertet wurde.

Ob sie dies in einem «Ernstfall» auch gewesen wäre, ist freilich eine andere Frage. Dies im Gegensatz zu Belgien, dessen Kampfbereitschaft als gering und dessen Soldaten vor allem vom deutschen Generalstab als «Praliné-Soldaten» betrachtet wurden, was sich in der Realität dann allerdings anders darstellen sollte.

Der Krieg bedeutete aber zunächst innenpolitisch eine sehr grosse Belastung. Jede Mobilmachung ist ein weitreichender

Eingriff in die zivile Gewohnheit. Die Umstellung vom Frieden auf den Krieg ist nie einfach, insbesondere nach einer Friedenszeit von gut 40 Jahren seit dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71.

Grundsätzlich kann festgestellt werden, dass die Mobilmachung weitgehend nach Plan verlief, auch wenn sich rasch beträchtliche Mängel im Stand der Ausrüstung und der Mechanisierung der Schweizer Armee zeigten.

Auf den Kanton Schaffhausen bezogen kann festgestellt werden, dass auch hier die Mobilmachung planmässig erfolgte. Dazu kam, dass die Schweiz als Land keineswegs so geeint war, wie es später gerne präsentiert wurde. Die Spannungen zwischen den Landesteilen und die Parteinahme für die jeweils sprachverwandte kriegführende Seite nahmen kritische Züge an.

Erst der Aufruf vom Dezember 1914 unter dem Titel «Unser Schweizer Standpunkt» des heute beinahe vergessenen Literaturnobelpreisträgers Carl Spitteler half, die innenpolitischen Wogen zu glätten und das Gemeinsame vor das Trennende zu stellen. Anfang 1915 hatte sich in der Schweiz so etwas wie Kriegsroutine eingestellt, wobei die Belastungen freilich bestehen blieben, die sich mit der Dauer des Krieges um sozialpolitische Dimensionen vermehrten.

Erwerbsausfallentschädigung für Wehrmänner im Dienst gab es nicht, die Preise stiegen und die Zahl der Kriegsgewinnler auch, die Kluft zwischen arm und reich nahm stetig zu, wozu auch die politischen Spannungen beitrugen, wurde der Nationalrat doch nach dem Majorz gewählt, was dem Freisinn eine weit überproportionale Vertretung sicherte, dies auf Kosten vor allem der Sozialdemokratie.

So gesehen wirkte der Krieg auch in der neutralen Schweiz als Katalysator für sozialpolitische Forderungen und Entwicklungen. Dass die genannten Spannungen und Verwerfungen auch im Kanton Schaffhausen stark waren, bedarf keiner weiteren Erläuterung, war der Kanton Schaffhausen mit der Stadt Schaffhausen doch einer der am stärksten industrialisierten Kantone der Schweiz.

Allerdings war die exponierte Lage des Kantons Schaffhausen auch aus militärischer Sicht schwierig. In den Planungen war klar, dass der Kanton Schaffhausen nicht wirklich verteidigt werden würde und konnte. Der Rhein bildete aus dieser Sicht die Nordgrenze.

Anders als das Gebiet zum Jura wurde der Kanton Schaffhausen nicht in ein grösseres militärisches Dispositiv einbezogen. Was aber von grosser Bedeutung blieb, war



Grenzkontrolle am Rhein auf der Thurgauer Seite beim ehemaligen Kloster Paradies.

die Grenzbewachung und Grenzsicherung. Doch dürfen wir uns keine übertriebenen Vorstellungen davon machen. In der ersten Phase des Krieges wurden ganze vier Kompanien zur Bewachung der Grenze zwischen Stein am Rhein und Eglisau vorgesehen.

Verstärkt wurden sie durch vier Maschinengewehre und vier Autos. Für die Fliegerabwehr war eine Kompanie verantwortlich, die Luftraumverletzungen zwischen Kaiserstuhl und Romanshorn zu verhindern hatte. Bis zum Ende des Ersten Weltkrieges wurden insgesamt 1004 Grenzverletzungen verzeichnet, wovon 808 Grenzverletzungen durch Flugzeuge waren. Die Dunkelziffer dürfte beträchtlich gewesen sein.

Der 26. Februar 1918

In diesem Zusammenhang steht auch der Bombenabwurf in der Nacht vom 26. Februar 1918. Die Schaffhauser Zeitungen meldeten am 27. Februar 1918, dass in Herblingen und Thayngen die Fensterscheiben geklirrt hätten. Die sofort eingeleitete Untersuchung ergab mehrere Bombenrichter auf dem Längenberg. Der Wald wies im Umkreis von 150 Metern um die Einschlagstellen Spuren auf. Der Zwischenfall wurde von militärischer Seite als so schwerwiegend angesehen, dass von zwei Bombenrichtern fotografische Aufnahmen gemacht wurden.

Allerdings konnte die Nationalität des Flugzeuges nicht geklärt werden, wobei die Vermutungen aufgrund der Bombensplitter auf ein französisches Flugzeug deuteten. Die mediale Erregung über den Bombenabwurf brachte das Echo vom Rheinfall zum Ausdruck: «Gegen diese frivole Art der Verletzung der schweizerischen Neutralität muss mit aller Bestimmtheit Protest erhoben werden. Diese Luftbanditen sollen in ihrem Lande bleiben.» Die Meinung in den Zeitungen und in der Öffentlichkeit war klar, es hatte sich um einen irrtümlichen Bombenabwurf gehandelt.

Interessant ist nun aber, dass militärische Stellen auch von einem vorsätzlichen Bombenabwurf ausgingen, oder zumindest diese Möglichkeit nicht ausschlossen. Der Grund lag darin, dass die Bombenrichter auf dem Längenberg ganz in der Nähe der Giessereien von Georg Fischer lagen, was die Vermutung aufkommen liess, diese Werke seien das eigentliche Ziel der Bomben gewesen.

Der Bericht des Kommandos des Grenzdetalements hielt denn auch fest, es werde in den Giessereien von Georg Fischer in Nachtschicht gearbeitet, weshalb die Fabriken nachts beleuchtet seien. Die Nachrichtensektion des Armeestabes scheint diese Vermutung nicht weiterverfolgt zu haben.

Ein sicherlich kleines und unbedeutendes Ereignis, das aber bereits im Ersten Weltkrieg die letzte Verwundbarkeit in einem technisierten Krieg vor Augen führte, wie sie der Kanton Schaffhausen dann im Zweiten Weltkrieg direkt und mit weitreichenden Folgen erleben sollte. Die Schweiz war aber angesichts der Verwüstungen und der menschlichen Opfer eine Insel des Friedens und hat sich hierbei durch die grosszügige Hilfe bei Verwundeten- und Interniertentransporten durch die Schweiz sehr bewährt.

Auch und vor allem der Kanton Schaffhausen leistete hier mit grossem Einsatz der Bevölkerung Grosses, das auch zur Geschichte des Kantons Schaffhausen im Ersten Weltkrieg gehört. Das in der Fäsenstaubpromenade stehende, von Frankreich gestiftete Denkmal hält denn auch die Dankbarkeit fest und ist damit für Schaffhausen Mahnmal an den Ersten Weltkrieg. ☑



Der Autor, Dr. phil. Roland E. Hofer, ist Staatsarchivar des Kantons Schaffhausen. Sein vorliegender Beitrag beruht auf einer Rede, die er am 2. August 2014 in Schaffhausen an der Gedenkfeier zur Mobilmachung von 1914 hielt.